

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Richard Swartz

BLUT, BODEN
& GELD

Eine kroatische
Familiengeschichte

Aus dem Schwedischen
von Hedwig M. Binder

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-002268-4

MEINE KROATISCHE FAMILIE ist wie ein Beefsteak Tatar, dieses Gericht, das auf dem Teller gut aussieht, von dem aber niemand so genau weiß, was es enthält.

Niemand in der Familie zeigt sonderlich großes Interesse an der Frage, was er oder sie ist, jedenfalls nicht, wenn es darauf hinausläuft, dass man sich in irgendeine Weltanschauung oder Massenbewegung einreihet. Identität als Bestimmung oder Bekenntnis ist ihre Sache nicht; im Alltag der Familie machen sich Blut, Boden oder Glaube kaum bemerkbar. Früher war das anders. Für die ältere Generation waren die Partei und die Kirche noch von Bedeutung, für meine Schwiegermutter die katholische Kirche, vor allem aus Tradition, und für ihren Mann die kommunistische Partei, an der er aus Überzeugung, allerdings nur um den Preis wachsender Kritik und Zweifel, festhielt. In der nächsten Generation ist das schon anders: Da verschwinden die traditionellen ideologischen Bindungen aus dem Leben der Familie.

Mit dem, was das neue Kroatien zu bieten hat, kann sich dagegen weder Alt noch Jung identifizieren. Meines Erachtens sind sich alle darüber im Klaren, dass das Leben ganz andere Zutaten enthält als das öffentliche Rezept des heutigen kroatischen Nationalstaats.

Mein Schwiegervater sollte als einer von Titos Partisanen

nach dem Krieg sogar zum Oberst befördert werden. Als kleiner Junge war er daheim in Rijeka (auf Italienisch und Ungarisch Fiume, auf Deutsch Sankt Veit am Flaum oder Pflaum, auf Slowenisch Reka) in der Kirche Ministrant gewesen, hatte sich jedoch kurze Zeit später den Kommunisten angeschlossen, um Jugoslawien von den deutschen und italienischen Besatzern zu befreien. Solche Karrieren ermöglicht nur ein Krieg. Vom Krieg aber hatte er keine Ahnung, wusste nur, dass dieser mit Mut und Ehre zu tun hatte und dass er selbst das eine besaß, das andere wollte. Sein zwei Jahre älterer Bruder war bereits bei den Partisanen und hatte den jüngeren aufgefordert, sich ebenfalls in die Wälder zu schlagen. Mein Schwiegervater hörte auf alles, was sein bewunderter älterer Bruder sagte, und hätte dieser statt des roten Sterns der Kommunisten das schwarze Hemd der Faschisten getragen, dann hätte bestimmt auch er es angezogen.

Hasste er den Feind? Wohl kaum. Deshalb griff er nicht zu den Waffen. Nicht Hass hatte zum Krieg geführt, vielmehr lehrte erst der Krieg ihn, den Feind zu hassen. Und die anderen Partisanen? Patrioten, überzeugte Kommunisten, einige Abenteurer, andere, die weiter nichts gelernt hatten oder konnten und immer schon auf einen Krieg gewartet hatten, Leute, die sich für irgendetwas oder an irgendjemandem rächen wollten, und noch mehr Leute, denen nichts Besseres einfiel. Ein paar Tapfere waren auch darunter, allerdings bei weitem nicht so viele, wie sich heraushalten wollten und nur deshalb einreiheten, um sich als einer unter vielen verstecken zu können.

Was mein Schwiegervater als Partisan getrieben hat, ist unklar, von sich aus sprach er mit der Familie selten oder nie darüber. Dieser Krieg hatte ihn mal hierhin, mal dorthin verschlagen und seine Zweifel und Einwände wie leere Patronenhülsen oder überflüssiges Gepäck wegwerfen lassen. Ebenso seinen

christlichen Kinderglauben. Manchmal frage ich mich, ob er nicht einer der vielen von uns war, die kein besonderes Talent oder Geschick und auch keine über die Harmlosigkeit hinausgehenden festen Überzeugungen besitzen, die in den Tag hineinleben und damit ziemlich gut zurechtkommen. Die Familie wusste nicht einmal, ob er je einen Feind erschlagen hatte; jedenfalls ließ es sich nicht mit Sicherheit nachweisen. In ihren Augen schmälerte diese Unsicherheit seine Rolle im Krieg und machte sie weniger eindrucksvoll.

Auf Jugendfotos hat er ein helles und offenes, auffallend ziviles Gesicht, dessen Weichheit, ja, fast Verträumtheit von den schwarzen Locken noch unterstrichen wird.

Der Krieg war für ihn die große Schule und das große Abenteuer, sicherlich auch die beste Zeit seines Lebens. Alles, was er je erlebt hatte oder noch erleben sollte, stand im Schatten dieser zwei Jahre in den Bergwäldern des Gorski Kotar.

Der Krieg bestimmte auch seine Identität. Hätte man ihn gefragt, was er sei, so hätte er nicht Kroatie gesagt, auch nicht Offizier oder Atheist, sondern jugoslawischer Partisan und Kommunist.

Nach dem Krieg gehörte er zu den Siegern und zur Nomenklatura der Partei. Meine Frau wurde in Rijeka geboren, wuchs infolge der Laufbahn ihres Vaters jedoch in verschiedenen Garnisonsstädten des jugoslawischen Kroatiens auf, in Senj (auf Italienisch Segna, auf Deutsch und Ungarisch Zengg), Zadar (auf Italienisch Zara, Diodora auf Latein) und Split (auf Italienisch Spalato), aber auch im slowenischen Ljubljana (auf Deutsch Laibach, auf Italienisch Lubiana). Wie bei der Eisenbahn oder eben bei der Armee üblich, wurde ihr Vater fortwährend im Land umherkommandiert, damit er andere kommandierte. Am längsten blieb er in seiner Heimatstadt Rijeka, wo er seine Parteikarriere als höchster Verantwortlicher der Hafener-

verwaltung beendete. Rijeka ist neben dem italienischen Trieste (auf Kroatisch und Slowenisch Trst, auf Deutsch Triest) der größte Hafen an der Ostküste der Adria. Was seine Verantwortung für den Hafen alles umfasste, ist nicht ganz klar; wahrscheinlich war sie mehr militärischer als kommerzieller Natur.

Die Karriere meines Schwiegervaters in Uniform war jedoch verhältnismäßig kurz. Aus dem Binnenland des Partisanenkrieges war er unmittelbar nach Kriegsende an die Küste zurückgekehrt, wo er geboren und aufgewachsen war, und hatte dort die graue Uniform der Partisanen gegen die blaue der Flotte eingetauscht. Seine Qualifikationen? Vermutlich reichte es, dass er im Unterschied zu den Kameraden aus dem Binnenland schwimmen konnte. Jetzt war er aus den Bergen ans Meer zurückgekehrt, hatte im Grunde eine Welt gegen eine andere getauscht, zurück in seine heimische an der Küste.

Schon Venedig hatte seine adriatischen Provinzen einst administrativ in Inseln, Küste und Binnenland eingeteilt, und diese Einteilung galt auch dann noch, als die venezianische Republik zu existieren aufgehört hatte. Die Küste und die Inseln galten immer schon als die reichere und vornehmere Welt, obwohl die Insulaner oft mindestens genauso arm waren wie die Binnenländer.

Die Partisanen von der Küste oder den Inseln hatten sich den Kriegskameraden aus dem Binnenland überlegen gefühlt, eine Überlegenheit, die mit Weintrauben, Olivenöl, Salzwasser, Schiffen und der einen oder anderen mittelalterlichen Kathedrale zusammenhing. Vielleicht auch mit den strengen Wintern im Binnenland, wenn die Kälte alles Leben lähmte und selbst die Sonne fror und sich in Nebel und Schneeregenschneeböen hüllte. Es stimmt zwar, dass zu viel Sonne die Menschen verdummt und selbstgefällig macht, aber an der adriatischen Küste erfrischt der Südwind und lüftet gleichzeitig allen Mief aus.

Während des Krieges hatte mein Schwiegervater den Winter im Gorski Kotar mehr gefürchtet als die italienischen und deutschen Feinde. Außerdem gab es im Binnenland keine richtigen Städte. Richtige Städte gab es nur am Meer. Rijeka und Dubrovnik (auf Latein und Italienisch Ragusa) waren richtige Städte, während Knin (auf Latein Tininium), Šabac (Schabatz auf Deutsch, auf Ungarisch Szabács) oder Podgorica (auf Latein Birziminium, nach dem Krieg Titograd) nur Käffer mit Schafen und Ziegen auf den Straßen waren. Sie hatten keine Bürgersteige und wurden selten gefegt. Im Sommer und im frühen Herbst verwandelte der Regen die Wege und Straßen in breite Gräben voller Matsch und Schlamm. Entlang der Küste dagegen ging man, zumindest in den Städten, auf blankgetretenen Steinen oder Marmor, worauf schon die Römer gegangen waren. Und Besen gab es zuhauf.

Vor allem aber Fisch symbolisierte dieses Gefühl der Überlegenheit. Annähernd lautlos und ohne größere Anstrengung, ja fast lässig senkten die Fischer ihre Netze ins Meer. Das war etwas anderes, als die Erde zu behacken und Steine für Mauern zusammenzuschleppen; hacken und graben, das tat man an der Küste nur im Gemüsegarten. Während im Binnenland die Kartoffeln zuerst ein- und dann mühevoll ausgegraben werden mussten, wurde auf dem Meer ohne Säen geerntet. Der Fisch kam entlang der gesamten Küste rund ums Jahr auf Tische und Teller; binnenlands war er nahezu unbekannt, wie auch Fleisch eine Seltenheit war. Nicht einmal der Schlachtmonat lieferte viel mehr Beilagen zu Kartoffeln und Mangold (auf Kroatisch und Slowenisch *blitva*, auf Italienisch *bietola*) aus dem mageren Ackerstreifen.

Die Küstenbewohner machten sich lustig darüber, was weiter landeinwärts alles nicht verfügbar war und die Leute dort nicht kannten. Die armen Teufel! Hätte man ihnen Sar-

dellen gegeben, hätten sie auch die wie Pflanzen in die Erde gesteckt.

Entlang der Küste führte der Weg aus der Armut übers Meer, oft bis nach Amerika. Oder aber ins Kloster oder in die Kirche. Die Männer konnten Mönche oder Priester werden. Im Binnenland wurden die Männer bestenfalls Gendarmen oder Polizisten, immerhin hob eine Uniform einen von der Umgebung ab. Aus den meisten wurde freilich selten etwas und aus den Frauen überhaupt nichts.

Der Partisanenkrieg war vielleicht das einzig Verbindende zwischen Binnenland, Küste und Inselwelt. Allerdings war es vor allem das Binnenland, das sich seiner rühmen konnte. Er war förmlich der Topographie des balkanischen Binnenlands entsprungen, den geographischen Voraussetzungen, die sowohl seinen Ort als auch seinen Charakter bestimmten; es waren die Berge, Schluchten und Wälder, die die Partisanen und nicht zuletzt ihre Kriegsführung hervorgebracht hatten. Die physische Beschaffenheit der Landschaft bot keine klassischen Schlachtfelder: Was sich auf den weiten Ebenen der Ukraine und Weißrusslands zu Schlachten mit Unmengen an Soldaten, Artillerie und Panzern entwickelte, Schlachten, die ohne Unterbrechung mehrere Tage dauern konnten, wurde vom balkanischen Terrain zu Scharmützeln, Sabotage und plötzlichen Überfällen verdichtet oder zerhackt. Der Partisanenkrieg hatte Ähnlichkeit mit den mageren und steinigen Ackerstreifen des Binnenlands; seine Dürftigkeit verwies den balkanischen Kriegsschauplatz auf eine Nebenbühne des Weltkrieges. Den Rest besorgte das Ausbleiben feindlicher Flugzeuge. Die Partisanen waren in den Bergen gut geschützt, fast unerreichbar.

In größeren Formationen als einer Handvoll Männer oder vielleicht der einer Kompanie entsprechenden Einheit war mein Schwiegervater selten an Kämpfen beteiligt gewesen.

Sein Partisanenkrieg hatte sich überschaubar und sehr handfest gestaltet, und öfter als auf die ausländischen Besatzer traf er auf ihre Mittelsleute. Nicht selten kannte er diejenigen persönlich, denen er ans Leben wollte und umgekehrt sie ihm: ein Nachbar, jemand aus dem von Italienern, kroatischen *ustashe* oder Deutschen kontrollierten Dorf unten im Tal. Am liebsten hätte er gegen den italienischen Erbfeind gekämpft, da Nähe nicht immer nachbarschaftliche Eintracht fördert, eher Unversöhnlichkeit und Blutvergießen.

Ich stelle mir vor, dass sein Krieg etwas altmodisch Kleinmaßstäblichem geglichen hatte, das entfernt mit den Duellen früherer Jahrhunderte verwandt war, nur nicht deren strikte Regeln und höfische Formen besaß. Dieser sein Krieg auf dem Balkan war jedenfalls nicht mit dem Krieg anderswo in Europa zu vergleichen – was die Rote Armee und die Wehrmacht der Deutschen weiter im Osten trieben, war eine ganz andere Art von Krieg.

Dass der Krieg dort entschieden wurde, kam fast einer Beleidigung gleich.

Josip Broz, Tito genannt, hatte nicht nur an der Spitze des Partisanenkrieges gestanden, sondern ihn auch verkörpert. Anfangs war er nicht viel mehr als ein Name gewesen.

Zuerst hatte er im Ersten Weltkrieg für Habsburg, für Österreich-Ungarn, gekämpft, dann für die Weltrevolution, gegen Nazi-Deutschland, das faschistische Italien, gegen kroatische *ustashe* und serbische Königstreue, mit den Engländern und anderen Alliierten, für Stalin, danach gegen Stalin und seine eigenen Stalinisten, dann gegen den inneren Feind, kroatische, serbische oder albanische Nationalisten, und fast immer hatte er gewonnen, doch kurz nach seinem Tod ging alles

verloren, mitsamt dem Staat, der mit dem Namen Tito verknüpft ist.

Niemand, nicht einmal die Partisanen, wusste genau, wer er war, nicht einmal, ob es ihn wirklich gab. Doch es gab ihn: ein mythischer Freiheitsheld mit dem romantischen Glanz, der den klassischen *hajduk* der Folklore umgibt, diese Kreuzung aus Wegelagerer und balkanischem Robin Hood, nun allerdings mit Maschinenpistole und Parteibuch ausgestattet.

Auch Tito hatte sich in die Berge zurückgezogen und sich vor dem Feind in Höhlen verborgen; war wie einst die Haiduken abhängig von der Schneeschmelze im Frühjahr, wenn er mit seinen Partisanen von den Bergen herabsteigen und den Krieg wiederaufnehmen konnte. In seiner nächsten Umgebung wurde er »der Alte« (*Starši*) genannt, was in einer Kultur, in der ein Patriarch oder Geront aus Tradition die größte Autorität besitzt, weit liebevoller als kritisch gemeint war. Dieser Berufsrevolutionär und Komintern-Agent hatte auch etwas zeitlos Altmodisches an sich, das selbst für diejenigen, die über den Kommunismus nicht sonderlich viel wussten und womöglich nicht einmal lesen und schreiben konnten, leicht zu erkennen und mit Sympathie zu bedenken war. Ebendiese kommunistische Ideologie und Disziplin waren im Verbund mit der Maschinenpistole fast der einzige moderne Einschlag am Partisanenkrieg.

Unter dem Pseudonym Tito waren somit Tradition und Moderne vereint. Dieser Mann, der von Anfang an wie eine halb mythische, wohlwollende Vaterfigur wahrgenommen worden ist und nach dem Krieg im Namen der Partei allmächtig über Jugoslawien herrschen sollte, blieb auch dann, als er sich nicht mehr vor seinen Feinden zu verstecken brauchte, eine Art Märchengestalt, ein fehlendes exotisches Glied zwischen dem alten und dem neuen Europa, auf Lebenszeit Präsident seines Landes, in Wirklichkeit ein Diktator, der mit seiner Vorliebe

für phantasievolle Uniformen und seinem Appetit auf die guten Seiten des Lebens, am liebsten in dessen luxuriöser und kitschiger Form, einer längst verschwundenen Zeit anzugehören schien.

Vielleicht handelte es sich ja um einen sentimentalen Rückfall in die Wiener Operettenwelt seiner Jugend?

Sein Lebensstil besagt auch etwas über die Atmosphäre oder den Zeitgeist in dem Jugoslawien, das er schuf und das meine kroatische Familie prägte. In seiner Sommerresidenz auf Brijuni (auf Italienisch Brioni) hielt er sich nach dem Krieg einen Privat zoo. Es gehörte zum guten Ton, dass ausländische Staatsgäste ihm neue exotische Tiere schenkten, unter anderen einen Leopard, einen Elefanten, eine Giraffe und einen sprechenden Papagei. Viele dieser Tiere wurden durch Illustrierte, Radio und Fernsehen zu jugoslawischen Berühmtheiten. Tito posierte gern vor der Kamera mit ihnen: Wenn er sie nicht gerade fütterte, unterhielten sie ihn mit allerhand Faxen. Die Jugoslawen bewunderten die Tiere in ihren Käfigen und Gehegen oder lasen in den Zeitungen über sie. Besonders beliebt war Titos sprechender Papagei Koki, eigentlich ein Kakadu, der mit einem großen Vorrat an groben Flüchen zur allgemeinen Beliebtheit seines Besitzers beitrug. Koki saß allerdings nicht ohne Grund in einem Gitterkäfig, denn wer Tito schmähte oder kritisierte, machte sich nach § 133 des Strafgesetzbuches der Verleumdung (eines sogenannten Verbaldelikts) schuldig und konnte zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt werden.

Leider starben etliche von Titos Tieren, da die Winter auf Brijuni zu streng für sie waren. Die Tiere, die im Freien lebten, wie die Hunde des Marschalls, erwiesen sich als robuster. Im Lauf der Jahre besaß Tito viele Hunde. Während des Krieges hatte ein deutscher Schäferhund namens Luks ihm das Leben gerettet, und alle Schulkinder in Jugoslawien wussten, wie sich

die Geschichte zugetragen hatte; diese gewissermaßen staatstragende Tierfabel führte dazu, dass landauf, landab selbst Promenadenmischungen Luks getauft wurden.

Letzten Endes musste jedoch auch Tito sterben und sein Sohn Miša in Zagreb sich seiner beiden weißen Pudeln annehmen. Es waren Titos letzte landesweit bekannten Hunde. Sein Sohn wohnte damals im selben Viertel wie meine Stieftochter, und deren beiden Hunde, ein Foxterrier mit Stammbaum und ein Köter, der unter die Straßenbahn gekommen und von meiner Stieftochter auf der Straße aufgelesen worden war, spielten oft mit den beiden weißen Staatspudeln, wenn alle vier Tiere im Park von Nova Ves von der Leine gelassen wurden.

Brijuni war Titos Sommerresidenz. Im Winter zog er das slowenische Bled in Alpennähe vor. Ihm standen im ganzen Land mehrere Jagdschlösser zur Verfügung, die zwar meist unbesucht und eingemottet, aber jederzeit bereit waren, ihn unverzüglich aufzunehmen, wenn ihm danach war. Nach Brijuni kamen auch Filmstars aus Hollywood zu Besuchen, die Audienzen gleichkamen. Erst wenige Jahre zuvor hatten die Deutschen Tito in den Bergen fast getötet: Das wurde nun verfilmt.

Kein anderer Kommunistenführer führte ein solches Leben, ausgenommen Nicolae Ceaușescu – genannt *Conducator* (Führer auf Deutsch, Duce auf Italienisch) – in Rumänien. Der eine wie der andere hätte als byzantinischer Fürst oder eine Gestalt aus »Tausendundeiner Nacht« überzeugender gewirkt denn als vorbildlicher *primus inter pares* aus den neuesten kommunistischen Parteibroschüren. Zwar verkörperte Tito sowohl den Kampf als auch den Sieg über sämtliche Feinde des Landes, so wie er später ein völlig neues Jugoslawien verkörpern sollte, doch als Vorbild taugte er nicht recht, dazu war er viel zu unerreichbar, mehr Mythos als Wirklichkeit. Denn Tito lebte für sein Land über und jenseits von Jugoslawien. Er soupierte und

zerstreute sich fern vom Volk, verkehrte mit den Mächtigen der Welt, ließ sich bewundern und bejubeln und fasste in demselben Abstand vom Volk gleichzeitig Beschlüsse, die diesem galten. Nach seinem Tod hatte man bald den Eindruck, als hätte es ihn nie gegeben.

...